

dtv

»Meine Heimat ist jede bewohnte Welt«, sagte Angelika Kauffmann von sich – schon im 18. Jahrhundert eine wirkliche Europäerin, die in Deutschland, England und Italien gleichermaßen verehrt wurde. 1741 als Tochter des Wandermalers Johann Joseph Kauffmann geboren, überraschte sie schon früh mit ihrer künstlerischen Begabung. Ihr Talent und ihr Charme eröffneten ihr den Zugang zur geistigen und kulturellen Elite ihrer Zeit. Winckelmann, Klopstock, Herder und Goethe waren mit ihr befreundet. Neben Joshua Reynolds gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern der Royal Academy in London. Kaiser und Könige gingen in ihrem Atelier in Rom ein und aus. Ihr Haus auf dem Pincio wurde zum gesellschaftlichen Mittelpunkt der Stadt.

Jutta Rebmann, geboren 1943 in Lübeck, ist gelernte Buchhändlerin und Antiquarin und arbeitete als Werbeleiterin eines Jugendbuchverlags. Spannende Lebenswege ungewöhnlicher Frauen faszinierten sie schon immer, und so sind von ihr bereits vier sehr erfolgreiche biographische Romane, außerdem Erzählungen und Kurzgeschichten erschienen.

Jutta Rebmann

Angelika Kauffmann

Biographischer Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Rebmann
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Fanny Mendelssohn (20081)

Neuausgabe September 2007
Veröffentlicht im Oktober 1998 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1994 Stieglitz Verlag, D-75415 Mühlacker
A-8952 Irdning/Steiermark

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer
unter Verwendung des Gemäldes

›Selbstbildnis mit der Büste der Minerva‹ (um 1780)
von Angelika Kauffmann

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21029-4

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1	Erwachen in Mailand	7
Kapitel 2	Schwarzenberg im Bregenzerwald	33
Kapitel 3	Intermezzo am Bodensee	53
Kapitel 4	Neuer Anfang in Mailand	77
Kapitel 5	Auf der Walz	92
Kapitel 6	Am Ziel der Wünsche	110
Kapitel 7	Auf den Stufen des Ruhms	142
Kapitel 8	Skandal am Golden Square	174
Kapitel 9	„The whole world is ‚angelicamad‘“	192
Kapitel 10	Ausklang in London	218
Kapitel 11	Venezianisches Intermezzo	240
Kapitel 12	„Rom ist immer in meinen Gedanken“	252
Kapitel 13	Freundin der Dichter	267
Kapitel 14	„Mutter der Künste und der Künstler“	303
Kapitel 15	Vermächtnis einer Malerfürstin	319
	Literaturverzeichnis	331
	Zeittafel	335
	Personenregister	343
	Verzeichnis der Abbildungen	353

Kapitel 1

Erwachen in Mailand

Noch war es kalt und ungemütlich in der Stadt, vom beginnenden Frühjahr noch nichts zu spüren. Der ununterbrochene Regen der letzten Wochen hatte das Leben auf den Straßen fast ganz zum Erliegen gebracht. Die Fassaden der Häuser und Paläste wirkten grau, selbst der Dom hatte seine filigrane Schönheit eingebüßt. Hinter den Regenschwaden, die ein eisiger Wind über die offenen Plätze trieb, sah er bedrohlich und einschüchternd aus. Die Nässe durchdrang die Wände der Häuser und setzte sich in den Vorhängen und Bettdecken fest. Mürrisch und mit gesenkten Köpfen hasteten die Menschen, die unbedingt hinaus mußten, jeden Schutz, den die Häuser boten, nutzend, die Gassen entlang. Erkältungen und Lungenentzündungen nahmen beängstigend zu. Schon begannen Spötter zu lästern, die einzigen, die von dem entsetzlichen Wetter profitierten, seien Ärzte und Totengräber. Dampf halte das Rollen der Wagen und das Stampfen der Pferdehufe auf dem Pflaster wider. Um den Kranken Unruhe und Lärm zu ersparen, wurde immer häufiger Stroh vor den Häusern ausgeschüttet. Sorgen und Angst machten sich breit.

Dabei ging es Mailand in diesen Vorfrühlingstagen des Jahres 1757 wirtschaftlich so gut wie schon lange nicht mehr. Seit das Herzogtum 1714 nach fast zweihundert Jahren spanischer Herrschaft an Habsburg gefallen war, hatte eine kluge Verwaltung das heruntergewirtschaftete Land in eine blühende Provinz verwandelt. Graf Pietro Verri, Journalist und Verfasser der vielgelesenen Schrift „Meditationen über Staatsökonomie“, lobte:

„Unter der Regierung Maria Theresias lebte man im Mailändischen so glücklich, wie man es unter absoluter Herrschaft eben

sein kann, denn der leidenschaftliche Wunsch der Kaiserin, einen guten Namen zu hinterlassen, trieb sie an, ausgezeichnete Maßnahmen jeder Art zu treffen und mit altertümlicher Barbarei Kebräus zu machen. Die Staatswirtschaft wurde zu höchster Vollendung gebracht, die Besteuerung nach einem wohlgeordneten Grundbuch verteilt. Die Steuerverwaltung ging direkt an den Souverän über, und so wurde das Volk vom Joch der Steuerpächter befreit. Die Erzeugnisse des Bodens erlangten Handelsfreiheit. Die Ämter waren nicht mehr nur der Heuchelei und der Verstellung vorbehalten: Sie wurden auch aufgeklärten und vorurteilslosen Bürgern anvertraut.“

Maria Theresia hatte den kunstsinnigen Herzog Reginald von Modena d'Este zum Gouverneur der aufblühenden Provinz berufen. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung setzte eine rege Bautätigkeit ein. Das große Heer der Beamten, das von Wien nach Mailand beordert wurde, machte sich daran, die vom Verfall bedrohten Palazzi wohnlich herzurichten und neu auszustatten. Architekten, Maler und Musiker drängten sich um die reichlich anfallenden Aufträge in der lombardischen Hauptstadt.

„Angelika“ – lächelnd streckte die schöne Schwiegertochter des alten Reginald, Herzogin Cibo von Modena, ihre Hände nach dem jungen, kaum sechzehnjährigen Mädchen aus, das für Gesang gleichermaßen begabt war wie für Malerei: „Angelika, kein Lied heute für mich und meine Kinder? – Nur Traurigkeit und Tränen, als ob das Wetter nicht schon trist genug wäre!“

Die Angesprochene schüttelte den Kopf: „Ich muß nach Hause! Meiner Mutter geht es von Stunde zu Stunde schlechter. Niemand weiß so recht, woran sie leidet. Bestimmt zehren Regen und Kälte sie zusätzlich aus. Der Vater und unsere Wirtin befürchten das Schlimmste. Sie haben sogar nach dem Priester geschickt!“ Mit einer schnellen Bewegung winkte die Herzogin eine Dienerin herbei. Fürsorglich legte sie dem besorgten Mädchen den Mantel um die Schultern und ließ sie unter einem großen Schirm geborgen nach Hause bringen.

Der Arzt war immer noch da. Neben dem Bett stand ein Priester, der gerade dabei war, der Mutter die Letzte Ölung zu erteilen. Oben an der Bettstatt lehnte der Vater. Auf Angelikas fragenden Blick hin schüttelte er nur traurig den Kopf. „Keine Hoffnung mehr“, hieß das. Nie würde die Tochter das aschfahle, vom Schmerz zerrissene Gesicht des Vaters vergessen. Auf einem Stuhl am Fußende des Bettes kauerte Vetter Joseph, lautlos bewegten sich seine Lippen im Gebet. Johann Joseph Kauffmann hatte den nun Dreiundzwanzigjährigen vor fünf Jahren von einer Reise an den Bodensee mit nach Morbegno gebracht, wo die Familie damals lebte. Seitdem wurde er zusammen mit Angelika vom Vater in der Malerei unterwiesen.

Er sei, so hatte es geheißt, ein weitläufiger Verwandter aus der Heimat des Vaters im Bregenzerwald. Für Angelika war er ein guter Freund und fast so etwas wie ein älterer Bruder geworden. Gemeinsam hatten sie bei den Eltern manches durchsetzen können, was der einzigen Tochter bestimmt verboten worden wäre. Aber hinter das Geheimnis, das Joseph mit dem Vater zu verbinden schien, waren weder die Mutter noch Angelika gekommen.

Die Tochter kniete am Bett der Mutter nieder. Noch atmete Cleophea Kauffmann, doch ihre Atemzüge wurden immer schwächer. Plötzlich lagen die Hände, die immer wieder wie suchend über die Bettdecke gegliitten waren, still. Angelika wurde in diesem Augenblick voll bewußt, daß sie nun alleine war mit dem Vater, ohne die Fürsorge und die Liebe der Mutter. Wie sehr mußte das unstete Wanderleben, das sie wegen des Künstlerberufes des Vaters hatte führen müssen, für die Mutter zur Tortur geworden sein. Wie oft hatte sie sich heim nach Chur gesehnt. Fremde Sprachen lernen und immer wieder neue Bekanntschaften schließen, das war ihre Sache nicht. Am ehesten hatte sie es noch in Morbegno ausgehalten, Angelika war damals erst wenige Jahre alt. Sie blieb tagsüber, wenn der Vater arbeitete, bei der Mutter. In Morbegno lebte auch Anna Maria Florini, die einzige Schwester des

Vaters, mit ihrer großen Familie. Bei den zahlreichen Geburten im Hause Florini wurde Cleophea oft zur „Gotte“, zur Gevatterin gebeten.

Angelikas Mutter hatte immer von einer stillen Häuslichkeit geträumt. Einer Häuslichkeit, in der ihr einziges Kind kochen, nähen und den Haushalt versorgen lernen sollte. Sie hatte zwar akzeptiert, aber nie verstanden, daß dieses Mädchen, seit es seine ersten selbständigen Schritte machen konnte, immer nur eines gewollt hatte: Malen und Zeichnen, dazu Singen und Musizieren. Für die häuslichen Tugenden zeigte sie dagegen wenig Interesse.

Beim Begräbnis Cleophea Kauffmanns brach zum ersten Male in diesen trüben Tagen die Sonne durch die Wolken. Der Regen hatte aufgehört, die Natur begann aufzuatmen. Auch Angelika spürte, wie die Wärme sie durchdrang und von ihr Besitz ergriff. Ihre Lebensgeister regten sich neu, der Gedanke an das noch nicht fertiggestellte Porträt der Herzogin Cibo überwand für einen Augenblick die Trauer um die Mutter. Ein vorsichtiger Blick auf den Vater, der zusammengesunken am Rande des Grabes stand, trieb Angelika die Schamröte ins Gesicht: Wie konnte sie nur so egoistisch sein und an Arbeit denken, wenn die Mutter noch nicht einmal unter der Erde war. Nie mehr wollte sie den Vater, der soviel für sie getan hatte, allein lassen. Wer wußte denn, ob Cleophea Kauffmann, die nicht einmal vierzig Jahre alt geworden war, nicht noch leben könnte, wenn sie nicht der Ausbildung der Tochter zuliebe nach Mailand gekommen wäre? Angelika versuchte, dem Vater zuzulächeln. Aber Johann Joseph reagierte nicht. Starr blickte er geradeaus, er war noch stiller als sonst. Der Tochter kam er gealtert und seltsam abwesend vor.

Als sie nach einigen Tagen erstmals wieder zu einer Sitzung in den „Palazzo Ducale“ gerufen wurde, konnte Angelika kaum begreifen, wie leicht und schnell sie trotz ihres Kummers arbeiten konnte. Mit dem jetzt fertiggestellten Pastell hatte die junge Malerin alle Mitglieder der

Familie d'Este porträtiert. Die kleine farbige Zeichnung, die Maria Beatrice, die Tochter Herzogin Cibos, darstellte, war vor wenigen Tagen mit einem Sonderkurier nach Wien abgesandt worden. Kaiserin Maria Theresia wollte die Erbin des Herzogtums Modena, die sie als Braut für ihren zweitjüngsten Sohn, den gerade drei Jahre alt gewordenen Erzherzog Ferdinand, ausgewählt hatte, wenigstens im Bild kennenlernen.

Noch einmal sang Angelika, wie so oft, auf einer der Soireen der Herzogin. Ihre weiche volle Stimme war dunkel vor Trauer. Da saß eine festliche Gesellschaft in schönen Kleidern, mit gepuderten Haaren, reich, lebenslustig und elegant. Alle lauschten ihrem Gesang und ihrem Cembalospiele, sie wollten von ihr gemalt werden und drängten sich um sie. Aber gehörte sie wirklich hierher? War das ihre Welt? Wo war eigentlich ihr Zuhause?

Die gefeierte junge Künstlerin machte sich Vorwürfe. Jahrelang hatte sie ihre ganze Kraft auf das „Decorum“, wie der Vater es nannte, verwandt. Hatte sich bemüht, mitzuhalten und dazu noch zu lernen, besser zu sein als die anderen. Hatte sie sich aber auch um die Mutter gekümmert? Für Angelikas Maleraugen war die Hauptstadt der Lombardei eine einzige Schule des Sehens. Sie hatte Tage und Wochen in Kirchen und Klöstern, in Palästen und Galerien zugebracht, um die Werke der großen Meister zu studieren und zu kopieren. Die meisten dieser Bilder waren ihr von Touristen und Besuchern gegen gutes Honorar aus den Händen gerissen worden. Das Leben in der pulserenden großen Stadt war teuer, und Angelika hatte sich gefreut, zum Lebensunterhalt der Familie beitragen zu können. Bei Konzerten hatte ihre Lieblingsarie „Gosti deh che riposata placidi si mi sul“ das Publikum zu Begeisterungstürmen hingerissen. Dieses kleine Lied hatte sie schon vor drei Jahren in ihren ersten Gesangsstunden bei Vittoria Ligari in Morbegno gelernt. Bis heute hatte es für sie seinen Zauber nicht eingebüßt.

Wußten eigentlich alle diese Bewunderer, die sie mit

Zuckerwerk und Pistazien fütterten und ihr wohl manchmal auch für ein besonders gelungenes Werk neben dem vereinbarten Honorar einen Ring schenkten, wie hart sie arbeiten mußte, bis sie mit sich selber zufrieden war? Die Porträts, die sie gemalt hatte, hingen in Schlössern und Villen im südlichen Graubünden, Mitglieder der dort ansässigen Adelsfamilien hatten sich von ihr malen lassen. Jedes Konterfei aber mußte erarbeitet werden, war das Ergebnis der Suche nach der Individualität des Dargestellten.

Ein schwieriger Prozeß, dessen Bewältigung Angelika Kauffmann noch im Alter stolz auf diese Zeit zurückblicken ließ. Etwas davon ist auch in der Lebensbeschreibung ihres ersten Biographen Giovanni Gherardo Rossi zu spüren:

„Im Jahre 1752 verließ Johann Joseph Morbegno und zog nach Como, wo man seiner Kunst lange Beschäftigung versprochen hatte. Hier bekam Angelika, welche kaum das elfte Jahr erfüllt hatte, an Ausbildung und Reife des Verstandes aber ihr Alter weit hinter sich ließ, Lust, die schöne Beschäftigung der Zeichnung noch mit andern Studien, die ihren Geist ausbilden könnten, zu verbinden; sie wandte sich daher zur gelehrten und wissenschaftlichen Bildung zur Geschichte und gesellte in allem zum lebendigen Unterrichte weiser Lehrer, die sie begierig anhörte, das Lesen guter Bücher, welches ihre Erholung von ihrer malerischen Arbeit ausmachte.

Die Natur hatte Angelika eine ungemein liebliche Stimme geschenkt; ihre Intonation war vollkommen; sie wünschte daher Musik zu lernen; der strenge Vater, dem sie beständig darum anlag, gab endlich ihrem Bitten nach, und auch in der Musik waren ihre Fortschritte ungemein schnell.

Alles vereinte sich, dieses Mädchen bewunderungswürdig zu machen, und Jedermann rühmte sie als ein Wunder von Talent und Verstand. Dies machte, daß der damalige Bischof von Como, Herr Nevroni Cappucino, sie kennenzulernen wünschte; ihre außerordentlichen Eigenschaften setzten ihn in Erstaunen, und er wollte, daß sie sein Porträt zu malen unternähme.

Dieser Prälat war ein ehrwürdiger Greis von stattlicher Körperbildung, edlem Kolorit und lebhaftem Auge, ein langer grauer Bart zierte sein Kinn; so stellte er der Malerin ein Muster von Greisenschönheit dar, deren getreue Nachbildung gewiß nicht leicht war. Dies schreckte jedoch Angelika nicht ab, sondern vermehrte vielmehr ihren Mut, die Schwierigkeiten wie gewöhnlich zu überwinden, sie malte das Porträt in Pastell; und sowohl die Ähnlichkeit desselben als auch die ganze Ausführung der Arbeit erhielten das Lob des Prälaten sowie aller derjenigen, die es sahen; weswegen man in Como, wo sie sich etwa zwei Jahre aufhielt, ihre Arbeiten gleichsam um die Wette verlangte.“

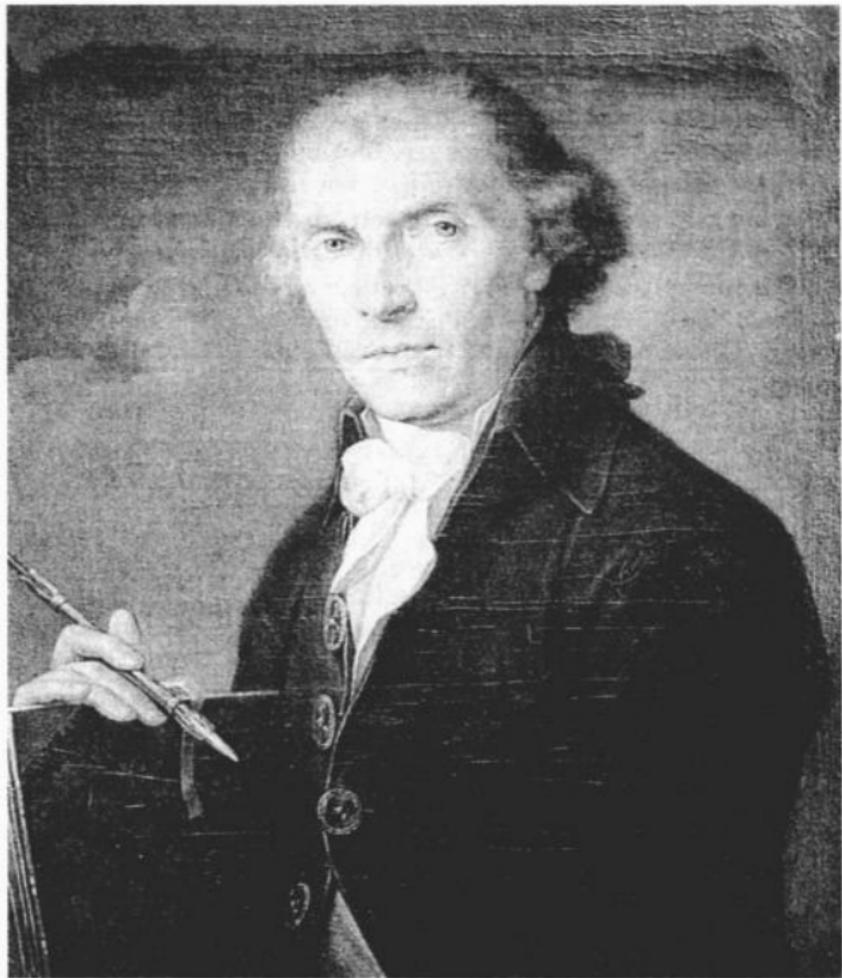
Angelika mußte lachen, wenn sie an diese Zeit dachte. In ihrer Erinnerung war sie viel eher die Zeit der Sopraporten, der mit Gemälden verzierten Flächen zwischen Türsturz und Decke gewesen. Wie oft war sie mit dem Vater hinausgezogen, fast in jeder Ortschaft am Comer See hatten sie in den Schlössern und Herrenhäusern Sopraporten und Lunetten erneuert und mit niedlichen Schäferszenen und lieblichen Landschaften geschmückt. Bei einem Familienbesuch bei den Florinis in Morbegno hatte sie ihre eigene Familie gemalt. Erhalten geblieben ist das Bildnis eines dreizehnjährigen Mädchens in einem rosa Kleid mit gepudelter Rokokofrisur, Angelikas erstes Selbstbildnis. In den Händen hält sie ein Notenblatt. Endlich hatte sie den Vater überredet, ihr Musikunterricht erteilen zu lassen. Welch ein Triumph! Das Kleid hatte sie gehaßt, weil es auf der Haut so scheuerte. Aber sie hatte es bei den Musikstunden bei Vittoria Ligari tragen müssen. Das „Decorum“, das dem Vater so wichtig war, mußte bis in die kleinsten Einzelheiten stimmen. Besonders im Hause Ligari, denn Pietro Ligari, der bedeutende Maler des Veltlin, hatte Johann Joseph, den er als Künstler sehr schätzte, zu Aufträgen verholpen. Seine Kinder Vittoria und Cesare waren in die Fußstapfen des Vaters getreten und bildeten so etwas wie den kulturellen Mittelpunkt des Veltlin.

Je mehr Zeit verstrich, desto schwerer fiel es Angelika, sich das Gesicht der Mutter vorzustellen. Wie schön wäre

es jetzt, ein Bild von ihr zu haben! Wenn sie die Augen schloß, meinte sie, die leise, merkwürdig singende Stimme der Mutter zu hören. Alles was die Tochter über das Kennenlernen der Eltern und über ihre eigene frühe Kindheit wußte, stammte aus den Erzählungen der Mutter.

Als die mit zweiundzwanzig Jahren schon nicht mehr ganz junge Cleophea Lutz im Jahr 1739 den stattlichen Bregenzerwälder Maler Johann Joseph Kauffmann kennenlernte, hatte sie – so liebte sie es jedenfalls zu erzählen – gleich gewußt: Das ist der Mann meiner Träume! Sehr romantisch hatte sich das erste Zusammentreffen abgespielt! In einer holzgetäfelten, rebengeschmückten Weinstube hatte der Vater die Mutter einfach angesprochen, obwohl sich das doch wirklich nicht schickte. Am selben Abend hatte er sie schon nach Hause gebracht. Nicht gerade zur Freude seiner zukünftigen Schwiegereltern.

Dabei hatte sich Johann Joseph Kauffmann beharrlich nach vorn gearbeitet. 1736 nach Chur gekommen, weist ihn ein Dekret des Fürstbischofs Joseph Benedict de Rost vom April des Jahres 1739 als fürstbischöflichen Hofmaler aus. Stolz bringt er den Titel auf den Signaturen seiner Bilder an. Für die begüterten Graubündener Familien malt er nicht nur Porträts, er gestaltet auch Innenräume, versteht sich auf Lunetten und Sopraporten, kann freskieren, und seine Deckengemälde weisen ihn als soliden Könnner seines Fachs aus. Seine Kunst gefällt der Familie Salis, die zu den einflußreichsten Graubündens gehört. Sie besitzt Schlösser und Villen nicht nur in Chur, sondern in der ganzen Republik der „Drei Bünde“. Es gibt eine Menge Arbeit auf ihren Besitzungen für einen geschickten Handwerker-Maler, der bereit ist, zu reisen und zu wandern. Der Dreißigjährige verdient endlich ausreichend Geld. Selbstbewußt und fröhlich nimmt er am gesellschaftlichen Leben in der Bischofsstadt Chur teil. Im Winter gibt es zünftige Schlittenpartien durch die verschneite Landschaft des Rheintals, im Herbst weinselige Abende bei köst-



Johann Joseph Kauffmann

lichem rotem Schiller von den Weinbergen des Bischofs. Dazu schmeckt Bündner Gerstensuppe und an manchen besonders festlichen Tagen wird neben saurer Leber auch Capuns aufgetischt.

Wie oft hatte die Mutter später diese Spezialität, bestehend aus feinem Nudelteig, der in Mangoldblätter gewickelt war, serviert und sich darüber beklagt, daß Mangold in ausreichender Qualität eben doch nur in Chur zu haben sei. Cleophea Lutz brauchte nicht lange, um zu wissen, daß sie diesen Maler Johann Joseph Kauffmann heiraten wollte. Und auch der bedächtige, in sich gekehrte Bregenzerwälder wollte die dunkeläugige Bündnerin sobald als möglich heimführen. Beide hatten aber die Rechnung ohne die Eltern der Braut gemacht. Der protestantische Bartholomäus Lutz und seine Frau, die Hebamme Judith, widersetzten sich der Hochzeit ganz entschieden. Zwar war die Zeit der Religionskriege zwischen protestantischem Rathaus und Bischofspalast in Chur vorbei. Doch waren und blieben Hochzeiten zwischen den Konfessionen unerwünscht. Besonders wenn man wie Judith einer angesehenen, wenn auch verarmten Bündner Familie, den de Canobbia entstammte. Selber in bescheidenen Verhältnissen lebend, hatten sich die Eltern für ihr Kind eine bessere Partie erhofft als einen katholischen Wandermaler, dessen Einkünfte nicht gerade zuverlässig schienen. Aber Cleophea Lutz setzte ihren Willen mit zäher Beharrlichkeit durch. Nach ihrem Übertritt zum Katholizismus wurde sie am 6. November 1740 mit Johann Joseph Kauffmann im Dom zu Chur getraut.

Als klein und behaglich, ausgestattet mit einem großen Bündner Kachelofen, hatte Cleophea der Tochter die Wohnung des jungen Paares in der Churer Reichsgasse beschrieben. Hier wurde am 30. Oktober des Jahres 1741 auch das heißersehnte erste Kind in der Ehe geboren. Großmutter Judith Lutz selber hatte erleichtert der jungen Mutter eine gesunde Tochter in die Arme legen können. Noch am selben Tage hatte der Kapuzinerpater Igna-

tius Mörswil, der ein knappes Jahr zuvor die Eltern getraut hatte, die Taufe im Dom Santa Mariae Himmelfahrt vollzogen.

Wie stolz war die Mutter darauf gewesen, daß die Baronesse Anna Maria de Rost, eine Verwandte des Fürstbischofs, und Carolus Mengotti, eine stadtbekanntere Persönlichkeit, eingewilligt hatten, die Tochter des Malers Johann Joseph Kauffmann aus der Taufe zu heben. „Anna Maria Angelica Catharina – ziemlich viele Namen für so ein kleines Ding“, hatte der Pater scherzend gemurmelt. Aber Anna Maria war ja nicht nur der Name der Patin, sondern auch eine Erinnerung an die einzige Schwester des Vaters, und Catharina hatte die Bregenzerwälder Großmutter des Täuflings geheißt. Und Angelica – die Mutter hatte gelächelt – eine Klosterfrau aus dem Hause Salis trug diesen Namen, der Vater hatte sie wohl einmal gerne gesehen. Außerdem waren Angelica, Amadeus oder Theophilus Namen der modernen Zeit – sie klangen schön und neu. Für die Eltern hatte nie ein Zweifel daran bestanden, daß der Rufname ihres Töchterchens Angelica sei. Sie selber hat fast ihr ganzes Leben Anna Maria und Angelica im Wechsel benutzt, bis sie endlich für ihre Zeitgenossen und die Nachwelt zu der Angelika geworden war, hochgeschätzt als Künstlerin und als Frau.

Noch nicht einmal ein Jahr dauerte die glückliche Zeit Cleophea Kauffmanns in Chur. Dann rief ein wichtiger Auftrag ihren Mann nach Morbegno ins Veltlin. Sie luden ihren Hausrat auf Saumtiere und folgten dem Ruf Pietro Ligaris. Seit einigen Jahren schon baute der bedeutende Veltliner Künstler an der Erzpriesterkirche S. Giovanni Battista in Morbegno. Für die nun anstehende Freskierung des gewaltigen Kuppelchores sicherte sich Ligari die Zusammenarbeit mit Johann Joseph Kauffmann. Die beiden kannten sich schon von den Arbeiten am „Alten Gebäu“, dem Salis-Palast in Chur. Fast zehn Jahre hatte Ligari mit seinen Helfern gebraucht, um Atrium, Treppe und die großen Säle dieses Monumentalpalastes

mit Fresken aus der Sagenwelt der griechischen Klassik zu versehen. Stolz präsentierte der Gesandte Englands, Peter von Salis-Soglio, seinen wunderbaren Palast, und der Ruf Ligaris stieg ins Unermeßliche.

Morbegno gehörte wie das gesamte Veltlin zur Republik Graubünden. Jahrzehntlang hatte ein Grenzkonflikt mit der Republik Venedig geschwelt, nun endlich war er durch den Abschluß eines Vertrages ausgeräumt worden. Jetzt begannen Jahre eines wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwungs. Die folgende Zeit war für Angelika und ihre Familie geprägt von einem bescheidenen Wohlstand, der es Johann Joseph erlaubte, seinen im Jahr 1734 geborenen Sohn Joseph aus seiner in Herrenalb mit Maria Sybilla Lohrin geschlossenen ersten Ehe zu sich nach Morbegno zu holen. Die Mutter war kurz nach der Geburt des Jungen gestorben. Als Vetter aus dem Bregenzerwald führte er den Sohn bei Frau und Tochter ein. Ähnlich begabt wie seine kleine Halbschwester, wurde auch Joseph vom Vater zum Maler ausgebildet.

In Morbegno verlebte Angelika die glücklichste Zeit mit ihrer Mutter, die ihr mit einer alten Nürnberger Fibel Lesen und Schreiben beizubringen versuchte. Damit haperte es erheblich; dagegen entdeckte die verblüffte Mutter, daß die Vierjährige besser zeichnen als schreiben konnte. Giovanni Gherardo Rossi schreibt:

„Da Johann Joseph frühzeitig anfangen wollte, seine Tochter im Schreiben zu unterrichten, so bemerkte er, wann er ihr zur Nachbildung der Buchstaben gewisse Vorschriften in die Hände gab, nicht ohne Verwunderung, daß sie die Figuren, die etwa zur Zierde darauf angebracht waren, mit mehr Leichtigkeit und Geschmack, als die Schriftzüge selbst abbildete: auch fesselte jeder Kupferstich, jede Gipsform, jedes Gemälde ihre Aufmerksamkeit; sie brachte ganze Tage auf dem Arbeitszimmer ihres Vaters zu, und nährte ihre Neugierde nach Gegenständen der Kunst mit eben jener Freude, mit welcher andere Kinder ihre Zeit mit Spiel und Scherz zu vertreiben pflegten. Bald mit der Feder, bald mit dem Reißzeug des Vaters versuchte sie es, Kupferstiche oder Zeichnun-

gen zu kopieren, und tat es mit Pünktlichkeit und Liebe. Der Vater sah hieraus, daß keine vorübergehende kindische Neigung, sondern ein entschiedener Trieb des Talentes Angelika zur Malerei berufe; er fing also an, sie ordentlich auf den Weg der Kunst zu führen und darauf fort zu leiten; da aber ihr Alter noch allzu zart war, so legte er es so an, daß sie die Kunst lieb gewönne, damit Studium und Anstrengung ihr angenehm werden, und fortgesetzte Mühe und Arbeit sie nicht davon abschrecken möchten. Die Mutter verabsäumte von ihrer Seite nichts, damit das zarte Mädchen alle ihrem Geschlechte nötige und nützliche Arbeiten erlernte, sie sorgte dafür, daß sie sich in der italienischen und deutschen Sprache mit gleichem Fleiße übte, und hielt sie an, beide Sprachen abwechselnd zu schreiben und zu sprechen. Der Vater unterhielt sich mit der Tochter gleichfalls in beiden Sprachen über Kunstsachen und war bemüht, in einer reichen Sammlung von Kupferstichen, die er besaß, und welche er in der Absicht, um von den besten Meistern aller Schulen Muster zu haben, stets vermehrte, ihr täglich neue angenehme Gegenstände darzubieten.

Eine so große Menge schien für eine so zarte Anfängerin beinahe überflüssig; allein der Vater, dem es nicht entgangen war, mit welcher Feinheit des Geschmacks und mit welcher Bestimmtheit sie von allem, was sie sah, urteilte, sollte absichtlich jeden Tag ihr neue Dinge zeigen, wodurch sie täglich neue Kenntnisse erlangen und ihr schöner Geist sich täglich mehr entwickeln sollte.“

Die Mutter hatte geweint, als sie von der bevorstehenden Übersiedelung der Familie ins lombardische Como hörte. Diesmal war Angelika alt genug, um zu begreifen, was vor sich ging. Während sie zusammen mit Joseph Gipsfiguren zeichnete, die vom Schein einiger Fackeln beleuchtet wurden, um so die Wirkung von Licht und Schatten zu erfassen, hörte sie die Unterhaltung der Eltern im Nebenzimmer mit an. Cesare Ligari hatte Johann Joseph Kauffmann beschworen, nach Como zu gehen. Jetzt, da Österreich sich der geplanten Straße zwischen Chur, Morbegno und der Republik Venedig widersetzt hatte, drohte der alte Grenzkonflikt wieder aufzuflammen.

In Como dagegen, jenseits der Grenze, blühte die Wirtschaft. Dort gab es Aufträge für Wandermaler in Hülle und Fülle. Vor allem aber war es von dort nicht weit zu den Kunstzentren Italiens. Cesare Ligari glaubte nicht, daß Angelikas großes Talent von ihm und vom Vater noch weiter zu fördern war. Er war überzeugt, daß dieses Mädchen das Zeug zu einer großen Künstlerin hatte, einer Künstlerin, deren Kunst weit über das solide Können ihres Vaters hinausgehen würde. Johann Joseph Kauffmann ordnete das Glück seiner Familie der Ausbildung seiner Tochter unter, er hatte die große Verantwortung, die ihm die außerordentliche Begabung seiner Tochter auferlegte, auf sich genommen. Schon Rossi berichtete:

„Ihr Vater Johann Joseph war kein vorzüglicher Meister in seinem Fache; allein er hatte die Malerei nach Grundsätzen erlernt, kannte die guten Regeln derselben, und, weit entfernt eine eigene Manier angenommen zu haben, oder sich fähig zu glauben, eine eigene zu haben, bewunderte und hob er an den großen Meistern jene originellen Schönheiten heraus, von denen er wohl wußte, daß sie seine Kräfte und seine Wissenschaft überstiegen.“

Johann Joseph Kauffmann war klar, daß seine Tochter begabter war als er. Sie sollte eine eigenständige Malerin werden, nicht die Zuarbeiterin anderer Meister. Was er dazu beisteuern konnte, das wollte er tun. Für die Mutter ging diese Denkweise über all das hinaus, was ihr für ihr Kind als erstrebenswert erschien. Wenn Cleophea Kauffmann auch meinte, das Herz würde ihr brechen, wenn sie nach Como ginge, so war sie doch einig mit dem Vater; denn ein Mädchen konnte nicht wie ein Mann das Wanderleben ergreifen. Um als Künstlerin bestehen zu können, war die beste aller Ausbildungen erforderlich.

Der Umzug von Como nach Mailand war nur eine Frage der Zeit, und nach Angelikas Erfolgen in der schönen, heiteren Bischofsstadt am Comer See konnte der Aufenthalt dort kurz ausfallen, denn die Reisekasse war gut gefüllt. Bischof Nevroni hatte in der Freude über sein gelungenes Porträt ein Empfehlungsschreiben an den Mailänder Hof